

# Grösse des Neunzehnten Jahrhunderts

Autor(en): **Ernst, Fritz**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur**

Band (Jahr): **41 (1961-1962)**

Heft 9

PDF erstellt am: **17.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-161268>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

# Größe des Neunzehnten Jahrhunderts

FRITZ ERNST

*Drei Kapitel aus dem nächstens im Verlag der Bibliotheca Bodmeriana, Cologny-Genf, erscheinenden letzten Werk des im Frühjahr 1958 verstorbenen Komparatisten und Schriftstellers.*

## *Individualismus*

Ein Jahrhundert charakterisiert sich unter anderm dadurch, wie es sich zur Individualität einstellt: das 19. Jahrhundert bejaht den Individualismus. Wer denkt nicht sogleich an den wandelbaren und stets gleichen, den ebenso zielstrebigen wie selbstverhafteten, den rastlos ehrgeizigen wie immer wieder scheiternden Benjamin Constant. Es sei hier nicht auf seiner waadtländischen Herkunft beharrt. Deutschland, England, Frankreich waren nacheinander Heimat dieses Heimatlosen. Es sei auch nicht die Rede von seinen politischen Manifesten, von seiner wirkungslosen Religionsphilosophie, von seinem epochemachenden Roman: wir sprechen nur von seinen *Journaux intimes*. Ein Halbjahrhundert nach dem Tod des Autors wenigstens als Fragment veröffentlicht, erreichten sie die integrale Publikation erst weitere achtzig Jahre später: so viele Bedenken waren zu überwinden. Der Tagebuchschreiber war in erster Linie nicht um die Bewältigung eines metaphysischen Pensums, einer unaufschiebbaren Pflicht noch einer exemplarischen Lebensführung bemüht, sondern vor allem besessen von seinem widerspruchs- und rätselvollen, unbezähmbar unstillbaren Ich. Ein Jahr vor seinem Tode sammelte er seine kostbaren *Mélanges de littérature et politique*. Im Vorwort dazu zog er mit folgenden Worten die Summe seines Lebens: « J'ai défendu quarante ans le même principe, liberté en tout, en religion, en philosophie, en littérature, en industrie, en politique, et par liberté, j'entends le triomphe de l'individualité... » Wenn Benjamin Constant schließlich Gelegenheit gefunden hatte, sein Programm vor Napoleon persönlich zu vertreten, so verlief das äußere Leben Stendhals, der nicht höher als zum Konsul von Civitavecchia aufstieg, ohne einen solchen Höhepunkt. Dafür durfte er völlig ungestört seine Träume träumen: sie gipfelten, in seinen großen Romanen und außerhalb derselben, in der «chasse au bonheur». Eine so große Rolle dabei seine wirklichen und eingebildeten Liebschaften spielten, so wenig trübten sie doch je die Glücksquellen seines Geistes. Man versteht von Stendhal nichts, wenn man ihm seine augenblickliche Erlösung im Genuß

eines literarischen, malerischen oder musikalischen Meisterwerks nicht nachempfinden kann. Seine zahllosen Pseudonyme — man stellte deren gegen zweihundert fest — erscheinen vor allem als Beweise seiner proteischen Wandlungsfähigkeit: er vergaß darüber nie seinen angeborenen Namen Henri Beyle und bezeichnete seinen Standpunkt im Leben durchaus überzeugend als «Beylismus». Darum heißt auch eine seiner ungeschminkten Selbstbiographien — etwas absonderlich — *Souvenirs d'égotisme*. Ihrer ersten vollständigen Ausgabe von 1927 ist die 1821 von ihm selbst verfaßte Grabschrift beigegeben, der wir nur das Geständnis entnehmen: «Il aime Cimarosa, Shakespeare, Mozart, Le Corrége. Il respecta un seul homme, Napoléon.» Und dann folgt auf dieses Geständnis eine formale Nachbemerkung, ebenso aufschlußreich wie der vorangehende Inhalt: «Fin de cette notice non-relue, afin de ne pas mentir.» ... Nietzsches Prophetien stammen von einem ruhelosen Wanderer, der in selbstgewählter Einsamkeit sich mit der Ewigkeit persönlich unterhielt: das unterscheidet ihn vom irdischeren Stendhal, als dessen deutschen Propagandisten er sich berufen fühlte. Ob der Nachfahr eine so gültige Ausdrucksweise wie der Vorfahr gefunden, scheint heute fraglich, aber sicher, daß der von jenem gelegentlich erhobene Anspruch, die Weltgeschichte entzweigeschnitten zu haben, unerweislich ist. In engern Grenzen, als er wollte, bleibt er eindrucksvoll und maßgebend. Wir meinen, daß der hymnische Ton seiner schönsten Gedichte noch nicht ganz verklungen ist. Ein unfehlbarer Schlüssel zu seinem Verständnis sind schon die Verse, die der geniale Jüngling beim Abschied von Schulpforta entwarf und widmete *Dem unbekanntem Gotte*. Da der Apostrophierte aber schwieg, war der Errichtung eigener Werttafeln seitens des Nichterhörten keine Schranke und kein Ziel gesetzt. Nietzsche erwies sich darin unermüdlich. Der Jünger Hölderlins, der Kenner der griechischen Mythen, der Fortsetzer von Schopenhauers Voluntarismus, der Bewunderer der italienischen Renaissance, der Schüler der französischen Moralisten, der Prophet der slawischen Zukunft fand ebenso vielmal Gelegenheit, Altäre zu errichten. Aber das taten auch andere. Nietzsche besonders zugehörig ist die Art und Weise, wie er sich der auf ihn eindringenden Bildungen und Bindungen erwehrte. Der egozentrische Charakter unserer Entscheidungen war ihm längst klar geworden, als er schonungslos bekannte: «Ich lechze nach mir!»

### *Universalität*

Der europäischen Romantik eignete ein offener Sinn für die Ganzheit des sozialen Körpers, aber es drängte sie beinah gleich stark zum grenzenlosen Weltganzen. Die Ausstrahlungen dieses Prozesses erfüllen das Zeitalter. Was uns dabei erstaunt, ist weniger, daß die Gesamtheit jener Erkenntnisse eine solche Fülle erreicht, als vielmehr, daß es einige erlauchte wenige nach dieser ganzen

Fülle verlangt hat: sie sind eigentliche Universalisten. Im endenden 18. und beginnenden 19. Jahrhundert gewahren wir deren zwei, die ihrem Lebensunternehmen weithin sichtbare Denkmäler errichteten: René de Chateaubriand und Alexander von Humboldt. Beider Geburtsdatum lag nur um ein Jahr auseinander, beider patriarchalische Lebensdauer um ein Dezennium. Beider Zugehörigkeit zum Adel, zum bretonischen des einen, zum märkischen des andern, gehörte zu ihrem Wesen. Beider Lebensweg verlief, wenn auch nicht ohne Trübungen, im Lichte sozialer Gunst, die weder den einen noch den andern blendete. Beide, Günstlinge des Schicksals, erinnerten sich mehr und mehr der auf irgendeine Art Benachteiligten. Beide, gute Europäer, wollten sich nicht begnügen mit Europa: der eine bereiste während eines halben Jahres den nordamerikanischen, der andere erwanderte während fünf Jahren den süd- und mittelamerikanischen Kontinent. Beide setzten sich für den farbigen Menschen ein, der eine für die Indianer, der andere für die Indios. Beide schilderten mit gleicher Innigkeit Tiefland wie Hochland, der eine die öde Campagna romana, der andere den venezolanischen Urwald, der eine den Gipfel des Montblanc, der andere den Gipfel des Chimborazo. Beide sind auch nach Osten vorgedrungen, der eine bis nach Palästina und Ägypten, der andere bis nach Sibirien und China. Beide verfügten über ein intensives Gegenwartsbewußtsein. Beide besaßen im Geschichtsraum eine unsichtbare Heimat. Beide verkehrten mit den großen Toten wie mit Lebenden. Beide suchten und fanden Partner, der eine in der Liebe, der andere in der Freundschaft. Beide leerten den Becher des Ruhmes bis zur Neige und bekleideten vorübergehend höchste Macht, der eine, indem er als französischer Außenminister einen spanischen Krieg führte, der andere, indem er als Schiedsrichter in einem Grenzstreit zwischen Brasilien und Venezuela Frieden stiftete. Beider Lebenswege kreuzten sich: Chateaubriand nannte Alexander von Humboldt «mon illustre ami». Beide sind, in verschiedener Art, große Schriftsteller. Beider Werk endet mit einer schwer berechenbaren Summe: im einen Fall mit den politisch ausgerichteten *Mémoires d'outre-tombe*, im andern mit dem nach der Milchstraße orientierten *Kosmos*.

### *Literatur*

*De la littérature* heißt der Madame de Staël erste große Kampfschrift, veröffentlicht genau an der Wende des 18. und 19. Jahrhunderts. Die Verfasserin rief jederzeit, durch Leben und durch Lehre, Bewunderung wie Ablehnung hervor. Aber selbst ihr hartnäckigster Gegner, Napoleon, gestand als Besiegter von seiner wortgewaltigen Antagonistin: «Elle restera.» Ihre Tendenzen fanden eine Fortentwicklung bis in unsre Tage. Ihr Programm von 1800 erbt und schenkt, genießt und fordert, resümiert und prophezeit. Zur alten Polarität der Antike und Moderne fügt sie die neue des Südens und des Nordens. Aus Fortschritts-

glauben muß sie den spätern Zeiten vor den ältern den Vorzug geben, was ihr durch ein mangelhaftes Wissen sehr erleichtert wird. Es bereitet ihr keine Mühe, die Römer über die Griechen und Ossian über Homer zu stellen. Aber dieses Wertsystem erleidet seine Einbrüche, sowie der Liberalismus zur Diskussion steht. Die spanische Inquisition wirft ein ungünstiges Licht auf die spanische Vergangenheit, der russische Despotismus bedeutet eine ungünstige Prognose für die russische Zukunft. Das konstitutionelle England steht in den Augen der Genferin groß da, die Deutschen sind in ihren Augen zu hohen Erwartungen berechtigt, zur höchsten jedoch die jungen Republikaner jenseits des Ozeans. . . . Friedrich Schlegels *Geschichte der alten und neuen Literatur*, hervorgegangen aus einem Wiener Vortragszyklus des Frühjahrs 1812, als Buch erschienen 1815, liest sich fast wie ein vorsätzlich besseres Pendant zum Plädoyer der ihm ja auch persönlich bekannten Madame de Staël. Dabei kann der deutsche Gelehrte sich freilich auf weit solidere Vorarbeiten stützen als die französische Gesellschaftsdame, besaß er doch bereits denkwürdige Verdienste als Kritiker und Forscher, als Germanist und Romanist, als klassischer Philologe und Indogermanist. Vom Tajo bis zum Ganges, von der kleinasiatischen Epik bis zur weimarischen Dramatik reicht seine Kompetenz, Arabien und Persien erscheinen in fruchtbarem Zusammenhang. Aber das Großartigste an diesem Kolossalgemälde — der Maler nennt es ein «welthistorisches Gemälde der europäischen Geistesbildung» — ist die konsequente Ausrichtung auf ein sinngebendes Zentrum: vor unsern Augen verklärt sich das vor kurzem noch dunkle Mittelalter zur lichtspendenden Glaubensmitte: das Geschichtsbuch wird zum Lehrbuch im Dienst des Seelenheils. Es kann kein Zweifel walten hinsichtlich der Grundabsicht dieser Schrift, die der Autor am Schluß zusammenfaßt als Beitrag «zu einer vollkommenen Scheidung und rechten Erkenntnis des Guten und Bösen auch in der Literatur». . . . Madame de Staël hätte ihr Buch ohne viel Selbstüberwindung der Französischen Revolution widmen können, Friedrich Schlegel widmete das seine tatsächlich dem Fürsten Metternich als deren Überwinder. Hinter der unleugbaren Diskrepanz steht die beiden Autoren gemeinsame Anschauung der Literatur nicht als einer abgesonderten Bestätigung, sondern einer allverbundenen und allverbindenden Lebensmacht.

Das ist und bleibt die Literatur fast durch das ganze 19. Jahrhundert — wir berufen uns wenigstens auf einen weiteren Zeugen, nämlich Giuseppe Mazzini. Der italienische Tribun kannte die Werke der Madame de Staël und Friedrich Schlegels: kaum nötig, ausdrücklich hinzuzufügen, daß er sich der ersten zugesellte und vom zweiten absonderte. Das geht negativ hervor aus seiner Besprechung des Schlegelschen Buches bei Gelegenheit seiner italienischen Übersetzung von 1828, positiv aus seinem eignen Literaturprogramm des Folgejahres 1829, veröffentlicht als Zeitschriftenaufsatz unter dem Titel *D'una letteratura europea* — jetzt eine der Kostbarkeiten des ersten Bandes der ihm gewidmeten Edizione Nazionale. Mazzini ist nicht ohne ästhetisches Feingefühl, aber mehr

hängt er am Ideellen, und am meisten fesselt ihn das Politische. Die Geschichte der europäischen Nationen enthüllt sich ihm als ein System gemeinsamer Epochen mit gemeinsamen Idealen und gemeinsamer Literatur. Darum führt bei ihm der wahre Nationalismus von selbst zum Europäertum: das einzelne kann nur ganz wirksam werden im größeren Ganzen. Ja, Mazzini ist bereit, erhebliche Opfer der kleinen Ordnung für die größere in Aussicht zu nehmen. Es ist unmöglich, in seinen literarischen Erwägungen eine messianische Programmstellung zu übersehen, vom späteren Risorgimento bezeichnet als «Stati Uniti d'Europa».

## Wege des neuen französischen Romans

HANS-JOST FREY

Nach Malraux, Sartre und Camus bemüht sich in Frankreich eine neue Generation um den Roman. In ihrem Buch *Das Wagnis des französischen Gegenwartsromans* hat es Gerda Zeltner als erste unternommen, die heutigen Entwicklungen in einem größeren Zusammenhang darzustellen, wobei auch die Vorgeschichte weitgehend erhellt wird<sup>1</sup>. Es stehen heute besonders drei Schriftsteller im Vordergrund, welchen die folgenden Seiten gewidmet sind: *Nathalie Sarraute* (geboren 1902), *Alain Robbe-Grillet* (geboren 1922) und *Michel Butor* (geboren 1926). Mit Ausnahme von Nathalie Sarrautes *Portrait d'un Inconnu* (1948) sind alle Romane dieser Autoren zwischen 1950 und 1960 erschienen.

### *Der Weg nach innen: Nathalie Sarraute*

In allen Werken Nathalie Sarrautes stößt man immer wieder auf die Puppe als auf jenes Wesen, das geeignet zu sein scheint, dem Leser in einer glitschigen Welt, in der er sich vorerst nur zögernd vorwärtstastet, eine feste, klar umrissene Hand als erste Stütze zu bieten. Die Puppe ist ohne Geheimnis; sie gehört einer Welt an, in der alles bis ins letzte einer Ordnung gemäß abläuft, so etwa wie das Leben eines Königs, «der wie eine Gliederpuppe mit wunderbar gere-